

Leseprobe aus:

Ilona Maria Hilliges

Sterne über Afrika



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Berlin, im Wedding.

März 1885

Die Mutter hatte sich ein Tuch in den Mund gestopft; niemand sollte ihre Schreie hören. Sie wand sich unter dem mit Stroh und Zeitungen gefüllten grauen Bettzeug. Ihre Tochter presste den Rücken gegen die feuchtkalte Wand. Zitternd wartete sie darauf, dass die Mutter endlich aufhörte zu stöhnen. Von draußen drangen die Geräusche des Hinterhofs herein: die polternden Holzkarren, das Geschrei der Kinder, die Rufe der Kohlenträger. Das schlitzförmige einzige Fenster, weit oben an der Decke, ließ jetzt, am späten Nachmittag, so gut wie gar kein Licht mehr in die Kellerwohnung.

Ich müsste die Lampe anzünden, dachte die Kleine. Doch sie bewegte sich nicht; der flackernde Schein würde die erstarrten Gespenster zum Leben erwecken.

Die Mutter zerrte sich das Tuch aus dem

Mund. Sie hustete. «Amalia ... gib mir Wasser.»

Der helle Blechbecher zeichnete sich auf der schwarzen Gusseisenplatte des Küchenherdes, der gleichzeitig die Stube beheizen sollte, deutlich ab. Das letzte Feuerholz hatte das Kind am Morgen nachgelegt; der Trinkbecher war noch lauwarm. Mühsam trank die Mutter ein paar Schlucke und rang nach Atem.

«Wir brauchen Licht.»

«Ja, Mutter.»

Das Mädchen ging die wenigen Schritte zum Tisch unter dem Fenster, auf dem die einzige Petroleumlampe stand. Kindliche Ungeschicklichkeit ließ die Flamme für einen Moment in verschwenderischer Kraft aufflackern. Sobald das Mädchen, bedacht auf den sparsamen Umgang mit dem kostbaren Brennstoff, das Licht herunterdrehte, verschwand das einst kräftige Grün und Rot des Blumenmusters der Tapete. Wo die feuchten Papierbahnen an die Decke der Stube stießen, hatten sie sich gelöst; wie die Flügel schwarzer Krähen hingen sie herab.

«Du musst beten, dann wird alles gut.»

«Ja, Mutter.»

Die Mutter schob sich das Tuch wieder zwischen die Zähne. Ihr schweißnasses Gesicht war verzerrt. Sie riss den Kopf in den Nacken, die dick geschwollenen Adern traten auf dem sehnigen weißen Hals hervor.

Die Augen des Mädchens wanderten zum einzigen Wandschmuck, einer schwarzen Tafel mit verschnörkelten weißen Buchstaben. Die Mutter hatte ihr oft gesagt, was dort stand.

Danket dem Herrn, denn er tut Gutes!

Der Kleinen fiel kein Gebet ein. In ihrem Kopf waren nur Leere und Angst. Sie hob den Becher auf, den die Mutter fallen gelassen hatte, stellte ihn auf den Küchenherd und schüttete noch etwas Wasser aus der für sie viel zu schweren Kanne nach.

Die Mutter bäumte sich auf, ihr vom Schmerz entstelltes Gesicht glich einer Fratze. Schließlich stieß sie die Decke fort. Zwischen ihren angewinkelten mageren Beinen hatte sich eine dunkle Pfütze ausgebreitet. Darin, klein und bläulich weiß, lag etwas in Größe und Form einer Puppe. Die Mutter

schob es sich auf den Bauch. Bellender Husten schüttelte sie.

«Hol die Stoffschere vom Tisch.»

Starr vor Entsetzen war die Tochter zu keiner Bewegung fähig.

«Mach, steh nicht rum!»

Die Schere lag zwischen der Lampe und einem Packen Weißwäsche, die mit neuen Knöpfen und Knopflöchern zu versehen war. Bis zu diesem Morgen hatten sie daran gearbeitet. Die Schere war das wichtigste Werkzeug für Mutters Arbeit als Näherin. Sie durfte niemals nass werden, sonst rostete sie.

Die Kleine wagte nicht, auf das zu blicken, was auf dem Bauch der Mutter lag.

«Schneid hier durch.»

Ich kann das nicht, wollte sie sagen. Doch kein Ton kam über ihre Lippen. Sie wünschte sich zurück in die feuchtkalte Mauerecke zwischen Eingangstür und Tisch.

Die Mutter nahm die Schere selbst in die Hand. Ihre Kraft reichte nicht. Das dicke Band, das sie mit dem Etwas verband, war zu fest. Erneut schüttelte der Husten sie.

«Mach du es.»

Mit zitternden Händen umfasste die Kleine die Stoffschere. Die eiskalte Hand der Mutter führte sie an Schleim und Blut heran. Das Mädchen schloss fest die Augen und öffnete sie erst wieder, als die große Hand ihre kleine freigab.

«Gott meint es gut mit uns. Es lebt nicht.» Die Mutter atmete stoßweise. «Wickle es in eine Zeitung. Dann leg es in die Waschschüssel. Die schieb unters Bett.»

Gehorsam, aber widerwillig berührte die Tochter das blutige und schleimige *Es*, um zu tun, was ihr aufgetragen worden war. Dann wischte das zarte Mädchen sich die Hände an Zeitungsresten ab, die sie am Vortag gesammelt hatte, um damit die Kochmaschine anzuheizen. Das geronnene, fast schwarze Blut ließ sich kaum entfernen.

Die Mutter wandte sich zur Seite, spuckte hustend einen Schwall Blut. Überall war es; tropfte sogar durch die Strohmattatze auf den Boden. Die Mutter zitterte, während ihre Tochter die schwere, harte Decke über sie zog.

«Mutter? Mutter! Sag doch was.»

Das Kind bekam keine Antwort. Verzwei-

felt blickte es hinauf zu dem schlitzförmigen Fenster; der schwache Schein der Gaslaterne im Hof drang nicht hinab in die Kellerwohnung. Die Stimmen der Menschen waren verklungen, es war Nacht geworden. Die Kleine kehrte in die Nische neben der Tür zurück. Am liebsten wäre sie davongelaufen. Aber sie durfte ihre Mutter nicht allein lassen. Es gab doch nur sie beide auf der ganzen Welt.

Das unregelmäßige Atmen der Mutter verstummte. Die Kleine kauerte sich in ihrer Ecke auf den Boden. Unter der Tür kroch die Winterkälte in den Raum. Doch das Kind traute sich nicht, zur Mutter in das einzige Bett zu kriechen. Es fror und wickelte sich in den zu großen Mantel der Mutter. Der Mantel wärmte nicht, das Zittern kam direkt aus dem Bauch und breitete sich bis in die Hände und Füße aus. Die Kleine verkrampfte die Hände vor dem Gesicht. Sie wollte beten, so, wie die Mutter es ihr oft gesagt hatte.

Erschrocken riss die Sechsjährige die Finger auseinander und starrte ihre blutverschmierten Hände an.

Was hatten sie getan?

*Deutsch-Ostafrika,
im Usambaragebirge.
Juli 1891*

Laut war die Nacht. Viel lauter, als ein zwölfjähriges Mädchen, das in der Millionenstadt Berlin aufgewachsen war, es vom Leben im Urwald erwartet hätte. Doch das Geräusch, das Amelie in dieser Nacht weckte, war fremd. Ein eigentümliches Rauschen erfüllte die Luft.

Amelie lag still unter dem Moskitonetz auf dem einfachen Bett aus Seilen und Bananenblättern und lauschte in die afrikanische Nacht. In den Wänden der Hütte krabbelte Getier. Die weiten Flügel einer Fledermaus kratzten federleicht gegen das Dach aus Reisig und Palmbältern. Von fern klangen die Rufe der Wächter, die sich an den Rändern der Maisfelder gegenseitig Mut machten; sie schoben Wache, um die Affen zu vertreiben, die im Schutz der Dunkelheit die Früchte des Feldes

rauben wollten und bereit waren, ihre Beute mit langen Fangzähnen zu verteidigen.

Nur die Wände der Hütte, gerade so dick wie Amelies Unterarm, boten den Bewohnern Schutz vor dem Urwald.

Das klare Licht des Mondes bleichte den durchscheinenden Gazestoff der Gardinen. Auf der Kiste, die als Nachttisch diente, erzitterte das Wasser im Glas. Kurz darauf brachen ganz in der Nähe mit lautem Knacken Äste von den Bäumen.

Etwas Schweres schob sich durch das Dickicht und kam immer näher.

Hellwach blickte Amelie in das Bett neben sich; der blonde Haarschopf ihres älteren Bruders rührte sich nicht.

Ein lauter Trompetenstoß ließ das Mädchen zusammenfahren. Elefanten!

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als Amelie sich aufsetzte, vorsichtig Netz und Vorhang hob und in die Finsternis hinausstarrte. Im hellen Licht des Mondes schwankten einige der skeletthaft dünnen Bäume am Rande des Urwalds. Die Elefanten schoben sich dicht an der Hütte vorbei, aber ihre Umrisse waren im Dickicht kaum zu erahnen.

Amelie setzte die Füße auf den kühlen Lehm Boden und tastete sich zur Tür.

«Nein, Amelie, bleib hier! Das ist zu gefährlich!»

«Jetzt komm schon, Georg, die Elefanten dürfen nicht in die Plantage. Sie zertreten die Setzlinge!»

«Besser, als wenn sie dich zertrampeln. Du weißt, was Vater gesagt hat: Bleibt im Haus!»

Das Mädchen blickte angestrengt in die Nacht. Es musste eine Herde sein, die da in nicht allzu großer Entfernung bergauf lief. Große, schwere Tiere. Und dennoch nur schwarze Schatten.

Der einheimische Vorarbeiter Damasso hatte vor ein paar Tagen gesagt, dass die Elefanten kurz vor Einbruch der Dämmerung aus dem Tal heraufkämen, um sich in den oberhalb der Farm gelegenen, noch viel dichteren Urwald zurückzuziehen.

«Glaubst du, sie können unsere Hütte kaputt machen?», fragte sie leise.

«Dumme Frage. Natürlich. Aber warum sollten sie?» Die Stimme des zwei Jahre älteren Bruders klang mürrisch. «Schlaf jetzt.»

Amelie umklammerte die Bambusstreben, die das Glas der Fenster ersetzten, aber weder Mäuse, Spinnen noch Schlangen aufhalten konnten. Draußen verklang das Knacken der Zweige. Das Mädchen sah auf das Wasserglas neben seinem Bett, das wie ein Seismograph das Nahen der Herde angekündigt hatte und nun deren Abzug signalisierte.

Sie kroch unter das Moskitonetz, sank zurück aufs Bett und starrte zur Decke, wo ein undeutlicher Schatten kopfüber am Längsbalken des Dachs hing. Vom Bett neben ihr hörte sie schon wieder gleichmäßiges Atmen. Wie machte Georg das nur? Wie konnte er schlafen, wenn die Nacht so unruhig war? Ihr selbst fielen tagsüber die Augen zu, sobald sie irgendwo einen Platz im Schatten fand. Am Tag konnte sie alle Gefahren erkennen, aber die Nächte waren schwarz, und die Petroleumlampe durfte nicht brennen.

Amelie hatte längst verstanden, dass es nicht wegen des Ungeziefers war; dagegen gab es die Moskitonetze. Sondern wegen der Angst, die kam, wenn das künstliche Licht ausgedreht wurde. Deshalb hatte der Vater in diesen ersten Monaten des neuen Lebens in

Afrika die Kinder zu Bett geschickt, wenn die Dunkelheit sich über die Farm legte. Aber der Vater kannte kein Mittel, um die Geräusche zum Schweigen zu bringen, die die Nacht lauter als den Tag erscheinen ließen.

Die von der Nachtfeuchtigkeit klamme Decke unters Kinn gezogen, wartete das Mädchen auf die Rückkehr des Schlafs; es zitterte. Hier oben am Berg, in zwölfhundert Meter Höhe, betrug der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht zwanzig Grad: dreißig am Tag und zehn in der Nacht. Wieso wurde es in Afrika so kalt, wenn die Sonne hinter den Bergen unterging? Oder war es die Angst, die einen frieren ließ?

Vater und Mutter waren ein paar hundert Meter weiter entfernt zusammen mit Hanns im Eingeborenen-Hospital geblieben; der älteste Bruder, obwohl so viel robuster als sie und Georg, war als erster krank geworden. Durchfall und hohes Fieber. Ausgerechnet Hanns, der in Tanga die deutsche Schule besuchte und endlich für zwei Wochen Ferien heimgedurft hatte! Er war ihr so viel lieber als der schweigsame Georg, der immer noch so viel Heimweh hatte. Wenn Hanns die Ele-

fanten gehört hätte – er wäre mit ihr hinausgelaufen und hätte die Dickhäuter verfolgt. Hanns liebte Abenteuer; er war der erste gewesen, der sich von den drei Kindern der Freyers auf Afrika gefreut hatte.

Unruhig rollte Amelie sich zur Seite. Ihre Erinnerung entführte sie in die große Wohnung in der Lietzenburger Straße. Es war Abend, alles war voller Licht, die Mutter spielte Klavier, der Vater empfing in seinem Arbeitszimmer Besuch, das Kindermädchen bereitete in der Küche das Abendessen.

Der Hund bellte und wollte sich nicht beruhigen.

Das Mädchen riss die Augen auf. Das Bel-len stammte nicht von Charlie, ihrem Foxterrier. Es war überall, da draußen, auf der anderen Seite der dünnen Wand.

Es waren die Affen, die mit ihren hohen, heiseren Stimmen Alarm schlugen.

Das hatten sie vor ein paar Wochen schon einmal getan. Damals war ein Leopard um die Hütten gestrichen. Für die Hundsaffen ein schlimmerer Feind als der Mensch, dem sie sich mit gefletschten Zähnen entgegenstellten. Der Leopard jedoch konnte ihnen in

die Bäume folgen und den Müttern ihre Babys entreißen. Doch nicht nur sie fürchteten den Leoparden. Auch die Wächter in den Feldern warfen ihre Fackeln weg und rannten in ihre Häuser, sobald jemand *chui!* rief. Vor ein paar Wochen hatte der Vater das Gewehr aus der Kiste geholt und sich mutig auf die Suche nach *chui*, dem Leoparden gemacht. Im Ziegenstall hatte die gefleckte Katze gewütet, neun Zicklein bereits getötet, als der Vater ihr mit dem Gewehr im Anschlag gegenüberstand. Und am Mittag trocknete das edle Fell, in Salz- und Alaunlösung gewaschen, über Ästen in der Sonne. Respektvoll hatte Amelie vor dem Kopf des Räubers gestanden und die spitzen Fangzähne bewundert.

Das aufgeregte Gebell der Affen wurde leiser, und Amelie schloss daraus, dass der Leopard weitergezogen war. Doch plötzlich zerriß ein markerschütternder Schrei die Stille.

Amelie fasste ihren Bruder unsanft an der Schulter. «Georg, Georg, wach auf! Da ruft jemand um Hilfe. Hörst du das nicht?»

«Wie soll ich was hören, wenn du so schreist?» Aber er setzte sich auf.

Wieder vernahmen sie einen Schrei.